

A full-body photograph of a middle-aged man with a grey beard and short grey hair. He is wearing a blue quilted puffer jacket over a green hoodie. He is holding a lit cigarette in his right hand. He stands in front of a light green building with a window that has a dark metal grille. The ground is a light-colored, possibly paved area. The overall tone of the image is somewhat somber and documentary.

MENSCHEN,
DIE IN
EINER
WOHNUNG
LEBEN,
SOLLTEN
DAFÜR
DANKBAR
SEIN.

IVES



SEIN DACH IST DER HIMMEL VON ZÜRICH

Auch in einer der reichsten Städte der Welt gibt es Menschen,
die auf der Straße leben. Yves ist einer davon.

Für Yves ist es kein Problem, offen über sein Leben zu reden. „Ich habe nichts zu verbergen“, sagt er und taucht seinen Löffel in die warme Suppe. „Und ich freue mich, dass sich mal jemand für mich interessiert. Die anderen sind sicher schon neidisch“, grinst er schelmisch in breitem Züri-Deutsch.

Yves, 61, ist ein stattlicher Mann und offenbar frisch frisiert. Er lacht laut auf: „Ich war extra noch beim Hörlidieb*, weil du mich ja fotografieren willst.“ Mit ihm am Tisch sitzen „Kollegen“ von der Straße; Auch sie kommen täglich zur Essensausgabe bei der Anlauf- und Beratungsstelle *Chrischtehüsi*, einer spendenbasierten Freiwilligeninstitution für randständige Menschen in Zürich. „Hier gibt es immer gutes Essen“, findet Yves, und sein Kollege ergänzt: „Verhungern muss in Zürich jedenfalls keiner. Wenigstens das.“

Die vergangene Nacht hat Yves wieder draußen verbracht. Nachdem im Frühling der *Pfuusbus*, eine weitere Institution für Obdachlose, die Winter-Not-schlafplätze schloss, gilt es wieder allabendlich ein geeignetes Plätzchen zu finden. Yves hat seine eigenen zwei Orte, die er jeweils ansteuert. „Einen im Trockenen, wenn es regnet, und einen

anderen unter freiem Himmel.“ Wo die genau liegen, will er nicht zu detailliert verraten: „Sonst schnappt sie mir noch jemand weg.“ Schließlich gäbe es in Zürich aktuell wohl über 1000 Personen, die auf der Straße leben und für sich passende Plätze suchen würden, glaubt er. „Es sind eher noch mehr“, wirft sein Kollege ein, der das Gespräch aufmerksam mitverfolgt. Es gelte jeweils, frühzeitig den ausgewählten Platz einzunehmen und so ein Stück weit auch das „Revier“ zu verteidigen.

DAUERN DRAUSSEN SEIN

„Ich mache zuerst immer eine Runde und checke die Lage ab“, erklärt Yves. Idealerweise sei man nicht ganz alleine, sondern zu zweit unterwegs. „Es gibt ausländische Banden, zum Beispiel die rumänische Mafia. Vor denen muss man sich hüten.“ Die würden Obdachlose bedrohen und bestehlen. Er sei auch schon am Morgen erwacht und habe bemerken müssen, dass sein halber Rucksack in der Nacht ausgeräumt worden war. „Viel war zwar vorher auch nicht drin, es ist aber trotzdem sehr mühsam, wenn man beraubt wird. Wir Obdachlosen sind kein Freiwild“, stellt er klar.

Die sichersten Plätze seien eher außerhalb des Stadtzentrums, in Wohngegenden oder oben am Waldrand. „Besonders gut sind Kinderspielplätze, die liegen meist an ruhigen Lagen und sind nachts frei“, erzählt Yves. Ihm sei wichtig, dass er seinen Schlafplatz immer sauber aufgeräumt hinterlasse und sich auch während seines Aufenthalts ruhig verhalte, zum Beispiel keine laute Musik höre. „Zu einem guten Schlafplatz muss man Sorge tragen, sonst wird man schnell vertrieben und kann dort nicht mehr hin“, weiß er aus eigener Erfahrung.

GEMEINSAM DURCHSCHLAGEN

Yves wirkt sehr lebensfroh und gesellig. Er erzählt engagiert und lacht viel. Das ändert sich aber schnell, wenn er auf Manuel**, seinen langjährigen Straßengefährten, zu sprechen kommt. Dann kullern dicke Tränen die Wangen hinunter, die Stimme wird zittrig. Manuel ist vor wenigen Monaten an einem Krebsleiden verstorben. Yves besuchte ihn über Wochen täglich im Spital und zuletzt im Hospiz. Manuel sei ein richtig guter Freund gewesen, und sie hätten sich gegenseitig unterstützt. „Solche

Freundschaften, bei denen man sich gegenseitig wirklich vertrauen kann, ergeben sich auf der Straße nicht oft“, weiß Yves, der sich inzwischen bereits wieder seit vier Jahren auf Zürichs Straßen durchschlägt, nachdem er bereits früher ohne Obdach war. „Manuel war ein Guter“, erinnert er sich, „er war in den letzten Jahren meine engste Bezugsperson.“

Dabei hätte Yves eigentlich zwei Söhne und eine Ex-Frau, zu denen er aber schon seit über zehn Jahren keinen Kontakt mehr hat. „Ich habe halt meine Geschichte“, seufzt er leise. Sein Vater sei nach seiner Geburt zurück nach Italien gereist, um angeblich seine „Papiere“ zu holen. Zurückgekommen ist er dann aber nie mehr. So habe er ihn gar nie persönlich kennengelernt. „Die Mutter war Gastarbeiterin hier

in Zürich, sie musste sich das Geld für mich und meine Stiefschwestern, die 12 und 18 Jahre jünger sind, auch mit unrühmlichen Jobs zusammenkratzen“, erinnert sich Yves. In seiner Jugend sei er oft bei Tanten und Onkeln untergebracht gewesen. Und auch viel auf sich allein gestellt.

EIN HARTES LEBEN AUF DER BAUSTELLE

Trotz der schwierigen Voraussetzungen schaffte es Yves, eine Lehre als Maurer zu absolvieren, und konnte in diesem Beruf lange sehr gutes Geld verdienen. „Ich arbeitete im Akkord und konnte bis zu 8500 Franken im

Monat heimbringen“, sagt er nicht ohne Stolz. Yves lernte seine spätere Frau kennen und lebte mit ihr ein normales, bürgerliches Leben. Der erste Sohn kam zur Welt, als Yves 27 Jahre alt war, der zweite sechs Jahre später. „Sie sind heute also 34 und 28 Jahre alt“, rechnet er nachdenklich vor und schiebt die Ärmel seines Hoodies zurück: „Sieh her, ich habe ihre Namen auf meine Unterarme tätowieren lassen. So sind sie immer bei mir.“

Die harte Arbeit auf den Akkordbaustellen brachte neben dem guten Geld aber auch zunehmend gesundheitliche Probleme mit sich. Die körperlichen Belastungen wurden mit dem Alter zu groß, und eine Verletzung am Sprunggelenk führte schlussendlich zur Arbeitsunfähigkeit. Bereits davor lief es in der Beziehung mit seiner Frau immer schlechter, und nach 18 Jahren Ehe kam es zur Scheidung. Ein Erbstreit habe die familiären Beziehungen zusätzlich belastet und dazu geführt, dass auch der Kontakt zu den Söhnen komplett abgebrochen ist. „Infolgedessen landete ich dann drei Jahre später, mit 53 Jahren, zum ersten Mal auf der Gasse, konnte mich aber glücklicherweise nach einiger Zeit wieder aufraffen – auch dank einer neuen Freundin“, erzählt Yves. Diese lebte in Österreich, und so zog er im Jahr 2018 nach Wien.



Yves zeigt zwei seiner Tattoos: Auf der Brust den fliegenden Hund Fuchur, auf den Unterarmen die Namen seiner Söhne.



KOMPLIKATIONEN MIT DEM SOZIALAMT

Dieser Auslandsaufenthalt verkomplizierte seine Situation später, als er nach dem Beziehungsende mitten in der Corona-Zeit wieder nach Zürich zurückkehrte. Denn obwohl Yves in der Zwinglistadt geboren wurde und sein ganzes Leben in der Schweiz verbrachte, hat er nie ein Einbürgerungsgesuch gestellt, weil das für ihn zu teuer war. „Ich habe einzig einen italienischen Pass, darum gab es Komplikationen beim Anmelden auf dem Sozialamt.“ Diese Probleme seien bis heute nicht ganz behoben, weswegen er froh sei, jetzt von einer Sozialarbeiterin des *Chrschtehüslis* Unterstützung zu bekommen. „Denn eigentlich bin ich als Bauarbeiter mit 60 frühpensioniert worden und hätte Anspruch auf eine Rente“, weiß er. „Die würde mir helfen, wieder von der Straße wegzukommen.“

WER OBdach-LOSEN SIND KEIN FREISWILD.

IVES

Yves zündet sich eine Zigarette an. Er wirkt jetzt nachdenklich. Das Leben auf der Gasse mache ihn innerlich schon ziemlich „fertig“, gibt er zu. Der Stolz und manchmal auch die Menschlichkeit würden einem „weggeschliffen“. Etwa so, wie wenn man einen Stein abschleift. Es sei für ihn demütigend, wenn er „mischlen gehen“ müsse. Mischlen bedeutet betteln – die Menschen anzureden und sie um eine Gabe bitten. „Drinne im Stadtzentrum, beim Blattspitz oder beim Central, dort gibt es gute Orte, wo viele Menschen

vorbeigehen“, erzählt Yves. Ihm sei es wichtig, dabei den Leuten „nicht auf die Füße“ zu stehen und stets freundlich zu bleiben. „Ich sage auch immer Danke, wenn ich etwas bekomme. Das ist leider bei anderen Mischlern keineswegs eine Selbstverständlichkeit.“ Doch gerade beim Mischlen werde ihm jeweils bewusst, dass er irgendwie nicht mehr zur Gesellschaft gehöre – dass er ganz unten angekommen ist.

WOHNEN BEDEUTET SICHER SEIN

Im Gespräch wird klar: Nicht nur das harte Leben auf dem Bau, sondern auch die Jahre ohne Obdach auf der Straße haben Yves gezeichnet – innerlich wie äußerlich. Es sind am ganzen Körper neben diversen Narben auch Tattoos mit unterschiedlicher Symbolik hinzugekommen. Sie zeigen verschiedene Figuren, Engel und einen Totenkopf. Sein gesamter Rücken ist mit einem weit verästelten und stacheligen Baum bemalt. Ein Tattoo, das Yves auf seiner rechten Brust trägt, ist ihm aber besonders wichtig. Es zeigt Fuchur, den

„fliegenden Hund“ aus dem Film *Die unendliche Geschichte*. Dieser spiele in der Filmstory eine glückliche Rolle und sei für seinen freundlichen und optimistischen Charakter bekannt, erzählt Yves. „Darin ist mir Fuchur ein Vorbild“, sagt er lächelnd.

Optimismus strahlt Yves trotz allem tatsächlich aus. Er scheint ein unerschütterliches Grundvertrauen in sich zu tragen – auch darauf, dass sich sein Leben wieder wenden wird und er dereinst wieder in einer Wohnung zuhause sein darf. Er hofft, dass sich die Dinge mit dem Sozialamt regeln lassen und er bald mit seiner neuen Freundin in eigene vier Wände ziehen kann. „Was es wirklich bedeutet, in einer Wohnung leben zu können, wird einem erst bewusst, wenn man auf der Straße gelandet ist“, stellt er klar. „Weißt du, eine Wohnung ist nicht einfach vier Wände. Es ist Schutz. Ruhe. Sicherheit. Menschen, die in einer Wohnung leben können, sollten dafür dankbar sein“, findet er – und zündet sich eine weitere Zigarette an.

* Hörliedieb: Schweizerisch für Friseur

** Name abgeändert

